



Glaubenssachen

Sonntag, 26. Juni 2022, 08.40 Uhr

Glocken
Was sie läuten und uns bedeuten
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Können wir uns eine Welt ohne Glocken vorstellen? Der Schlag der Turmuhr ist uns seit Jahrhunderten so vertraut, dass wir vielleicht erschrecken würden, wenn wir ihn plötzlich nicht mehr vernähmen. Vielleicht. Denn ebenso möglich ist, dass die heutige Dauerbeschallung durch die moderne Technik, den Verkehr, die smartphones, uns kaum noch empfänglich sein lässt für einen Klang, der weltweit als ein überirdisch-übermenschlicher, von manchen auch als tief erschütternder, ja mystischer Klang erfahren wird. Gar als göttliche Stimme, wie schon Konfuzius in vorchristlicher Zeit das Tönen der Glocke gedeutet hat. Ihr sprachloser und zugleich vielstimmiger Klang ist es, der, ganz im Geiste des Pfingstfestes, von allen Menschen und Völkern verstanden wird. Immer gibt das Ertönen der Glocke einen Aufruf, eine Botschaft kund, seien sie religiöser, seien sie weltlicher Art: den Aufruf zum Gebet, zum Innehalten in der Arbeit, zur Feier eines Tages, eines Festes oder auch der Trauer. Ebenso als Zeichen des Alarms bei Feuer, und nicht zuletzt als Verkündung von Frieden und Freiheit.

Seit Jahrtausenden haben Glocken die Menschheit begleitet, im Heidentum, im Judentum, in vorchristlicher und christlicher Zeit, in welcher sie vor allem Europa zu einem „Glockeneuropa“ machten, wie es der österreichische Kulturhistoriker und Publizist Friedrich Heer einmal nannte. Ein Begriff, dem indes alles Ausschließende abgehen sollte, da Glocken so trans-europäisch, kultur- und religionsübergreifend sind, wie ihre Herkunft und frühe Anwesenheit im alten China und Ägypten bezeugt. In der Kunst, in der Musik, in fast allen Kulturen sind Glocken präsent, sie hatten magische, böse Geister und Dämonen abwehrende, zugleich vor Unheil, auch Unwetter schützende Funktion. Entsprechend haben sich viele Mythen, Legenden wie von versunkenen Glocken, Geschichten und Romane seit je um die Glocke gerankt.

Fest gemauert in der Erden/ Steht die Form, aus Lehm gebrannt ...

Kaum einer hierzulande, dem nicht in der Schulzeit Schillers berühmtes „Lied von der Glocke“ begegnet ist, die ausführlich über ihre in Lehm, Feuer und Erz geschmiedete Herstellung belehrt – als Sinnbild des menschlichen Schicksalslaufs selbst. Manch anderem aber mag noch die kindliche Angst und Aufregung vor jener riesenhaften Glocke in den Knochen stecken, die in Goethes Gedicht „Die wandelnde Glocke“ das säumige, den Gottesdienst schwänzende Kind verfolgt.

Es ist dieser besondere, in ihrem weit geöffneten Trichter sich sammelnde und ausbreitende Glockenklang, der, wo auch immer, die Menschen zu berühren vermag, sie miteinander und zugleich mit einer überirdischen Sphäre verbindet – mit den Glockentönen von Engeln und himmlischen Wesen, welche die Kuppeln der Kathedralen und unsere Weihnachtslieder bevölkern.

In solcher Assoziation waren Glocken und schmückende Glöckchen schon in der Antike und in der Bibel das Attribut von Hohepriestern. Im Zweiten Buch Mose wird erzählt, wie Gott dem Moses akkurat seine Weisungen für das priesterliche Gewand erteilt:

Du sollst auch das Obergewand unter dem Schurz ganz aus blauem Purpur machen. Und oben in der Mitte soll eine Öffnung sein und eine Borte um die Öffnung herum in Weberarbeit wie bei einem Panzerhemd, dass sie nicht einreißt. Und unten an seinem Saum sollst du Granatäpfel machen aus blauem und rotem Purpur und Scharlach ringsherum und zwischen sie goldene Schellen auch ringsherum, dass eine goldene Schelle sei, danach ein Granat-äpfel und wieder eine goldene Schelle und wieder ein Granatapfel ringsherum an dem Saum des Obergewandes. Und Aaron soll ihn anhaben, wenn er dient, dass man seinen Klang höre, wenn er hineingeht ins Heiligtum vor dem HERRN und wieder herauskommt ...

Statt Schellen, wie Luther hier übersetzt, könnte man genauer auch Glöckchen sagen, so wie sie auf zahlreichen Abbildungen zu sehen sind.

Glocken haben verbindende, einigende, gemeinschaftsstiftende Wirkung, weshalb Schiller seiner Glocke am Ende den Namen Concordia gibt. Kraft dieser Wirkung schlagen sie auch die Brücke zwischen den Religionen, zwischen Judentum und Christentum, zwischen Erde und Himmel. Hoch vom Turm verkünden sie den Menschen die Zeit, die Stunde, zugleich als ein ständig erneuertes Memento mori, als Eingedenken der Vergänglichkeit. Von irischen Mönchen, deren Leben zwischen ora et labora, Gebet und Arbeit das Ertönen der Glocken regelte, wurden sie mit der christlichen Botschaft verbreitet und in der Folge der Glockenguss als eine hohe Handwerkskunst gelehrt. Über Generationen hinweg haben Glockengießer diese Kunst, das Geheimnis von Material, Mischung und Herstellung, an ihre Nachkommen weitergegeben – und jede Gemeinde fühlte stets eine besondere Verbundenheit mit ihrer Glocke, die einen eigenen Namen trug und immer eine je eigene Inschrift von Meisterhand erhielt. So setzte auch Schiller über seine Glocke die Inschrift:

Vivos voco – Mortuos plango – Fulgura frango

Die Lebenden rufe ich – Die Toten beklage ich – Die Blitze breche ich

Im Januar 2011, am Dreikönigstag, stürzte der 800 Kilo schwere Klöppel des „Dicken Pitter“ im Kölner Dom ab und zerbrach. Der „dicke Pitter“, 1923 gegossen, ist die zweitgrößte freischwingend läutbare Glocke der Welt. Fast ein Jahr dauerte die Herstellung eines neuen Klöppels sowie die Korrektur der Aufhängevorrichtung. Fast ein Jahr musste diese Glocke mit dem tiefen c als „Schlagton“ schweigen, bis sie im Dezember 2011 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wie auch von Presse und Medien neu erklang. Der neue Klöppel konnte seine Aufgabe erfüllen „die Glocke sanft zu küssen“, wie es einer der Sachverständigen so liebevoll wie akustisch gemäß formulierte.

Eine besondere, von Tiefe und Mystik geprägte Glockenkultur bildete die russisch-orthodoxe Kirche aus. Im Unterschied zu den westlichen Glocken schwingen diese Glocken nicht frei, sondern sind fest aufgehängt und werden „geschlagen“. Der Klöppel schwingt also nicht wie ein Pendel, sondern wird über eine Zugvorrichtung bewegt, vormals auch von Menschenhand. Dies kann man in einem der schönsten Filme des vorigen Jahrhunderts nachvollziehen: in „Andrej Rubljow“ von Andrej Tarkowski, dem letzten großen, 1986 mit nur 54 Jahren verstorbenen Mystiker des

Kinos. Hier wird nicht nur dem historischen Ikonenmaler Andrej Rubljow - der Titelgeber des Films - ein Denkmal gesetzt, sondern auch dem Glockenguss und dem magischen Moment des Anschlagens der Glocke selbst.

Es ist das Jahr 1423. Es herrscht die Pest, die Dörfer sind entvölkert, auch die Glockengießer, nach denen der Großfürst für den Auftrag einer Glocke Ausschau hält, sind tot. Da ist nur der junge, noch halbwüchsige Glockengießer Boriska - mit dem Ikonenmaler die Hauptgestalt des Films. Er hat das Geheimnis des Glockengusses, die spezielle Zusammensetzung und Mischung des Materials, angeblich von seinem Vater übernommen. Man überträgt ihm den Auftrag, dem er sich voller Hingabe opfert. Denn der Preis für die ehrenvolle Aufgabe ist hoch: ein Scheitern würde ihn den Kopf kosten. Die Behauptung des Jungen, das Geheimnis zu kennen, war eine Lüge, die jedoch die Wahrheit der Glocke am Ende umso eindrucksvoller hervortreibt: tief und rein und unergründlich setzt ihr Ton ein. Das Ansehen des jungen Glockengießers, die tiefere Wahrheit seiner Lüge ist gerettet. Denn im ersten Anschlagen der Glocke wird hörbar, ob sie gelungen oder missraten ist, ob sie stumm bleibt, misstönend ist, oder glockenrein zu Ohren und Herzen der Menschen spricht. Ein magischer Moment, der am Ende eines langen Prozesses darüber entscheidet, ob die Glocke klingt oder nicht, und wie sie klingt. Denn bei aller akribischen Berechnung ist das Ergebnis nie vorhersehbar. Jede Glocke ist ein Unikat, ihr mögliches Mislingen begleitet ihre aufwendige Herstellung bis zu ihrem ersten Anschlag am Ende.

Jeder Bau eines Instruments ist eine Kunst für sich. Bei der Geige hängt viel von der Auswahl der Hölzer ab, wann sie wo gewachsen sind; beim Klavier von Sitz und Filz der Hämmer, der Ausrichtung der Räder und vieles mehr. Kein Instrument aber vereint in seinem Bau so viele unterschiedliche Gewerke wie die Glocke, die alle miteinander Hand in Hand gehen und harmonieren müssen, um ihren die Jahrhunderte überdauernden Klang zu erzeugen. Erde, Feuer, Wasser, Luft - alle vier Elemente wirken in ihrem Bau zusammen, sich darstellend im Material aus Lehm und Erz, gegossen aus einer speziellen Mischung von Kupfer und Zinn, der sogenannten „Glockenspeise“, die unter Feuerhitze in den hohlen Kanal der Glocke zwischen Kern und Mantel strömt: ihr Guss. Ein sakraler Augenblick, der im christlichen Ritus stets auf die Sterbestunde Christi, am Freitag um 15 Uhr, festgelegt ist. Zugleich erinnert dies daran, dass in der Passionswoche ab Gründonnerstag die Glocken schweigen und erst in der Osternacht neu erklingen.

Der hierzulande bekannteste und kundigste Glockenforscher Kurt Kramer hat in einem seiner Bücher die Chronik überliefert, in welcher der Guss der Erfurter Gloriosa festgehalten ist. Sie ist die größte freischwingende, noch aus dem Mittelalter stammende Glocke der Welt. 1497 wurde sie gegossen, ihr tiefer Klang auf e ertönt wie aus den Tiefen der Zeit, ja erscheint wie der Widerhall der Zeitentiefe selbst. In dieser Chronik heißt es:

Am Tage vor St. Kilian, am 7. Juli 1497, mittags um zwei Uhr wurde das Feuer in den beiden Öfen auf dem Severihof angezündet, und um 10 Uhr abends war die Glockenspeise flüssig. Da kamen die Domherren in feierlicher Prozession unter Gesang und Gebet mit dem heiligen Sakrament und setzten dasselbe nieder auf einen Tisch, der

mit mancherlei Blumen und wohlriechenden Kräutern schön geziert war. Als es eins schlug, stieß der Meister den ersten Zapfen aus, und da der Fluss nachließ, auch den des anderen Ofens. Um zwei Uhr war das Werk vollkommen gelungen, und die Herren sangen das Te Deum Laudamus.

Es ist diese überaus sorgfältige und aufwendige Herstellung einer Glocke, die über ihren Klang entscheidet – jenen Klang, der oft noch die Jahrhunderte übertönt. Jede Glocke wird damit zum Sinnbild eines menschlich-schöpferischen Prozesses, ja zu einer Art Weltmetapher der Kunst, die jeder Mensch in sich trägt, als eingeprägte Erinnerung gleich welcher Art. Sie ist es, welche die große Anhänglichkeit vieler Menschen an ihre Glocken erklärt. Eine innere Bindung, die der Glockenexperte Kramer so beschreibt:

Viele Menschen – und nicht nur Christen – hatten emotionale Bindungen zu ihren Glocken. Ihre Klänge begleiteten das Leben von der Geburt bis zum Tod, durch Freud und Leid, in Krieg und Frieden. Der Klangraum der Glocke war Heimat. Die Glocke bestimmte die Klangsilhouette von Dörfern und Städten. Ihr Klangteppich, ihr Rhythmus war wesentlicher, unverzichtbarer Identitätsbestandteil der kirchlichen wie auch der weltlichen Gemeinden.

Nicht von ungefähr beschließt Marcel Proust seine große Recherche der „verlorenen Zeit“, die er am Ende wiederfindet, mit der Erinnerung an das Glöckchen, das jedes Mal erklang, wenn Monsieur Swann, der elterliche Gast, spätabends das Haus verließ und der kleine Marcel endlich den Gutenachtkuss seiner Mutter erwarten durfte. Längst ist er erwachsen, das Glöckchen ist verstummt, aber tief in seinem Inneren bewahrt er noch seinen Klang. Es ist eine fordernde Stimme, die ihn zu seinem einsamen Schreib- und Erinnerungswerk aufruft. Denn nur unter Ausschaltung all der anderen ihn davon ablenkenden Stimmen, so wird ihm am Ende klar, vermag er dieses Werk, das in paradoxer Überlagerung der Zeiten bereits vorliegt, zu vollbringen:

Um diese Stimme möglichst aus größerer Nähe zu hören, war ich gezwungen, tiefer in mich selbst hinabzusteigen. Also lag dieses Klingen immer noch in mir und zudem zwischen ihm und dem gegenwärtigen Augenblick die ganze, unendlich breit entfaltete Vergangenheit, von der ich gar nicht wusste, dass ich sie in mir trug. (...) Das Datum, zu dem ich das Geräusch des Glöckchens an der Gartentür von Combray gehört hatte, jenen Klang, der jetzt so fern und dennoch in mich eingebettet war, bildete einen Markstein in dieser unendlichen Weite, von deren Vorhandensein in mir ich im Grunde nichts geahnt. Es schwindelte mir, wenn ich unter mir und trotz allem in mir, als sei ich viele Meilen hoch, so viele Jahre erblickte.

Man könnte immer so weiter fort von Glocken und Glöckchen und ihrem geheimnisvollen Klingen in unseren Ohren erzählen, auch von jenem tröstenden Klang, den sie mitten im Krieg, mitten in der Gefangenschaft für Menschen hatten – wie hier in einer Erinnerung von Inge Scholl, der Schwester von Sophie Scholl. Nach deren Hinrichtung im Februar 1943 wurde auch ihre Familie in Ulm vorübergehend inhaftiert. Aus dem Gefängnis dort schreibt Inge Scholl an ihren Vater:

Lieber Vater! In der Zelle wird man hellhörig. Die Ohren nehmen dort mehr wahr als die Augen. Den Turm des Ulmer Münsters konnten wir nicht sehen, aber umso eindrucksvoller seine Glocken hören. Was sie uns zutragen, kann nur ihr Klang wiedergeben, es ist nicht in Worte zu übersetzen. Die Münsterglocken waren das Jenseits der Zelle, verbindend, nicht trennend, tröstend, nicht verletzend. Sie bewegten die Luft, und die Wellen hoben uns über die Gitter weg, hinaus in die Welt.

Zu etlichen Malen und Zeiten wurden Glocken zu Kanonen umgeschmolzen. Auf Glockenfriedhöfen hat man, wie zuletzt im Zweiten Weltkrieg, selbst historisch berühmte Glocken dafür als Material gesammelt. So im Hamburger Hafen. Aber es geschah auch umgekehrt: dass Kanonen wieder als Material für neuen Glockenguss dienten. „Kanonen zu Glocken!“ – dies könnte der Auftrag, die Botschaft gerade auch in diesen Tagen sein. Immer wieder haben Glocken Krieg und Explosion überdauert, so wie eine der Glocken in einem Vorort von Nagasaki die Atombombenexplosion. Unversehrt grub man dort im August 1945 eine der Glocken aus den Trümmern heraus.

Am Berliner Rathaus erklingt täglich um 12 Uhr mittags die „Freiheitsglocke“. Sie ist eine Replik der amerikanischen Freiheitsglocke, 1949 gestiftet von den Amerikanern und geschaffen nach dem Vorbild der Liberty Bell. Am 24. Oktober 1950, zum Tag der Vereinten Nationen, erklang die Glocke zum ersten Mal. Ihr Ton: ein tiefes, leicht erhöhtes e, was fast einen F-Dur-Klang ergibt. Ihre Inschrift lautet in zwei Sprachen nach einem Zitat des Präsidenten Abraham Lincoln:

*That this world under God shall have a new birth of freedom.
Möge diese Welt mit Gottes Hilfe eine Wiedergeburt der Freiheit erleben.*

Jeden Sonntagmittag lässt der Deutschlandfunk die Glocke erklingen und das Freiheitsgelöbnis verlesen. Der ausdrückliche Gottesbezug lässt in dieser weltlichen Glocke der Freiheit die Werte des christlichen Abendlandes gemeinsam mit denen der säkularen Aufklärung schwingen – eben das, was Friedrich Heer mit „Glockeneuropa“ meint. Sicher aber vermag ihr umgekehrter Kelch noch weit mehr zu erfassen und zu verströmen – so unerschöpflich und geheimnisvoll wie die Resonanz, die sie in den Herzen und Hirnen der Menschen erzeugt.

Worin aber liegt dieses Geheimnis?

Eine der möglichen und wesentlichen Antworten liegt in der sogenannten Rippe. Mit ihr, die dem Längsschnitt der Glocke folgt, werden Tonhöhe, Intervalle und Punkte ihres Erklings festgelegt. Als aus Holz gefertigte Schablone wird sie dem zu formenden und gießenden Glockenkörper angelegt – ein höchst akkurater Vorgang, der sich mit dem ersten Anschlagen der Glocke akustisch realisiert und, wenn der Guss gelang, sich in uns fortsetzt, genauer: sich als dieser besondere Ton erst herstellt in unserem Gehirn. Denn der „Schlagton“, den wir zu hören meinen, ist nur imaginär. Was wir hören, sind die mitschwingenden Partial- und Obertöne, sie machen das so tiefwirkende Klangerlebnis aus, das sich im Hören bildet und darin bereits Erinnerung ist. Der ganze von Proust beschriebene Vorgang, der Raum, Zeit und Ton in der Erinnerung verschmilzt, erscheint hier gewissermaßen in einem einzigen und

einzigartigen Klangerlebnis, seiner Nachwirkung, seinem Nachklang verdichtet. Ein nicht auszulotendes Geheimnis, das darum unendlich fortzuwirken vermag. Die Chinesen nannten es Gu, und Kurt Kramer zitiert in seiner kulturgeschichtlichen Hommage an die Glocke die Worte eines Taoisten aus dem achten Jahrhundert:

Hören ist wie das Anschlagen einer Glocke mit einem Klöppel. Die Glocke befindet sich in meinem Körper in der Form meines Ohres. Der Klang der Glocke besteht in meiner Reaktion auf sie.

Als könnte die Glocke uns auch das Hören lehren – uns auffordern zum Hören auf einen Klang, der alle Menschen, wo auch immer eint. Den „Geist der Erzählung“ hat es wunderbar Thomas Mann in seinem Roman „Der Erwählte“ genannt. Dieser „Geist“ hat an dem beschriebenen Geheimnis teil. Es ist auch der Geist von Pfingsten - der polyglotte, Sprachen- und Kulturen übergreifende Geist der Glocke, ihres mit jedem Ton sich neu erzeugenden und fortpflanzenden Klangs: Hoch und tief, und hell und dunkel, sanft und stark, in Dur und Moll und allen Tönen und Farben dazwischen. Es ist der Geist aller menschlichen Kunst und Kultur, der sich im Ton der Glocke offenbart. Da will einer, so erzählt es eine alte chinesische Geschichte —

Da will einer ein Glockenspiel bauen. Hoffnungsvoll macht er sich ans Werk, da er glaubt, damit Ruhm zu erlangen. Es misslingt. Die Glocke hat keinen Klang. Er versucht es erneut, diesmal hoffend, damit reich zu werden. Und wieder scheitert er. Er fängt noch einmal an, weil da auch eine schöne Frau ist, die er mit seinem Glockenspiel gewinnen möchte. Doch es ist, als würde sich ihm der Gegenstand sanft entziehen. Die Glocke bleibt stumm. Kein Ton. Kein Klang. Schließlich macht er sich noch einmal ans Werk, will weiter nichts als ein Glockenspiel bauen. Da gelingt es ihm.

* * *

Literaturhinweis:

Dr. Kurt Kramer: Die Glocke. Eine Kulturgeschichte, Topos Verlag, 2012

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin